

MARTIN LEIDENFROST

**EXPEDITION
EUROPA**

FÜNFZIG EXZESSIVE
SELBSTVERSUCHE

PICUS VERLAG WIEN

INHALT

Bei meinem Cafetier	9
Unter Russlandverstehern	13
Zehn fette Jahre	17
Von der serbisch-albanischen Liebe	21
Het leven is meer dan een penis	25
Ein Genter Rosengarten	29
Über Territorien	33
Dorf von Welt	52
Im nationalen Tabakladen	56
Gagausischer Wein	60
Die Fahne hoch	64
Angela	69
Über Separatisten	73
Brennende Europäer	77
Von der Demokratiebewegung	81
Können wir den König sehen?	85
Apropos Weltkrieg	89
Mazedonier aller Länder	93
Im Kirschgarten	96
Bei den neuen Sprachen	100
Von der ziganisch-pakistanischen Liebe	104
Dorfjubiläum	108
Aufnahmeantrag	112
Europäische Werte	116

Unter Paris	120
Eine Schweinefarm in der Ukraine	124
Im Bibelgürtel	128
Im unvergesslichen Indonesien	132
Von einer anderen Revolution	136
Für die Fische	140
Samit	144
Über weitere Territorien	148
Im Kurort	161
Im Islamischen Staat	169
Im Religionskrieg	173
Im Kanton Nummer zehn	177
Bei den dümmsten Wählern der Welt	181
Für Staat, Glaube, Ehre	185
An der Sandgrube	189
Unterm Halbmond	196
Die einen Sniper liebt	200
Am Schwarzenstrich	204
Im Geist des Cognacs	208
Bei Europas Babys	212
Brüsseler Tage des Terrors	216
Bei der Counterpropaganda	220
Unter Flüchtlingen	224
Im Plattenbau der Liebe	228
Auf dem Weingut der Chinesen	232
Bei den Ertrunkenen	236

BEI MEINEM CAFETIER

Ich sitze in meiner slowakischen Plattenbausiedlung, bei meinem alten Cafetier Zeno Zenuni. An manchen Tagen führt der elegante Albaner sein Café in einer Art Sitzkoma. Auch die blondierte bulgarische Kellnerin zeigt, wenn die Rede nicht gerade auf »die Zigeuner« kommt, keine äußere Bewegung. Und dann bin da noch ich an meinem Stammpfplatz, über Stunden lesend und schauend und neurotisch europäische Sprachen lernend.

Es begann alles als Experiment. 2004, zur großen Osterweiterung der EU, zog ich aus Wien ins slowakische Devínska Nová Ves, auf die Naht des Eisernen Vorhangs. Von hier brach ich auf, um Kolumnen über Anziehung und Abstoßung in Mitteleuropa zu schreiben, in einer von historischen Traumata zerrissenen Gegend. Von hier brach ich nach Brüssel auf, um beim Nomadisieren durch diesen einzigartigen Versuch einer supranationalen Hauptstadt Eurokraten und Lobbyisten zu beobachten, aus intimer Nähe.

Nun mache ich mich wieder auf, zu meinem bisher ehrgeizigsten Projekt: Ich will für Leser in verschiedenen europäischen Gegenden jede Woche eine europäische Geschichte aus verschiedenen

europäischen Gegenden erzählen. Ich habe mich über die Jahre vorbereitet, habe mir insgesamt zehn Sprachen eingebläut, habe mich in diese Sprachräume eingelesen, habe tastend und streitend über Europa debattiert.

Den roten Faden meiner neuen Expeditionen bilden die Dramen von Integration und Desintegration, das ist mein Plan. Regionalismen, Separatismen, Föderalismen, Zentralismen, Identitäten, Absonderungen und Querverbindungen meist kleiner europäischer Stämme. Schicksalsfragen will ich behandeln, indem ich sie herunterbreche auf Porträts kleiner Leute und auf schnapsschwangere Szenen paneuropäischer Konfusion. Fasziniert von der fremdesten und irgendwo vielleicht europäischsten Ethnie, will ich weiter den Wanderungen der Roma folgen. Ohne Illusionen und Sozialpädagogik, so etwas wie Freundschaft versuchend.

Als ich am Beginn des Jahres 2014 starte, sehe ich ein bisschen was kommen. Ich sehe, dass einige Länder am Rande der Zerrüttung balancieren, dass es osteuropäische Länder zwischen Moskau und Brüssel zerreißt und dass die europäischen Institutionen um Sinn, Führung und Akzeptanz ringen. Ich rechne aber nicht mit Krieg. Nicht in meinen schwärzesten Träumen rechne ich mit dem Zwiespalt, in den mich kurz darauf der Bruderkrieg in der Ukraine stürzt.

Am Start kündige ich in aller Unschuld an, auf die Suche nach Beispielen gehen zu wollen, wie Europa funktioniert und wie es kracht. Ich weiß natürlich, dass ich allein die fehlende europäische Öffentlichkeit nicht herstellen werde, aber eine gedankliche Brücke zwischen dem einen oder anderen Winkel Europas zu bauen – das könnte gelingen. Mit dieser schönen Hoffnung lege ich los.

»Kaffee?«, fragt Zeno Zenuni allmorgendlich mit tiefschmeichelnder Stimme. – »Ja, bitte!« Meine Plattenbausiedlung liegt direkt an der österreichischen Grenze, österreichischer Dialekt ist in Devínska Nová Ves aber erst seit 2012 gelegentlich zu hören. Dreiundzwanzig Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs bekam ich eine Brücke nach Österreich, eine für Radfahrer. Einige wenige Österreicher dringen seither bis zu Zeno Zenunis Café vor, Hardcore-Pensionisten zumeist. Ihr Anführer, 77, hat manchmal Achtzigjährige dabei, die dann mitgenommen vom steifen Gegenwind des Marchfelds vor ihrer Punschschnitte sitzen. Ich bete still in mich hinein, dass sie durchkommen.

Noch erscheint mir unvorstellbar, meine sienafarbene Plattenbausiedlung am Grenzfluss zu missen, meine mitteleuropäische Mittellage zwischen Alpen und Karpaten, meinen weise schweigenden Cafetier. Und doch, verkünde ich, soll mein zehntes slowakisches Jahr mein letztes sein. Ich muss wandern.

Bleibt die Frage, die den persönlichen Untergrund meiner Wanderung bildet: Wohin? Wohin in Europa? Und: Europa, wohin?

Ich will meinen Abschied in Form einer exzessiven Europarundfahrt erleben, in Form einer ergebnisoffenen Suche nach Ideen, Irrwitzen, Inspirationen, nach einer Seele von Europa und gleichzeitig nach dem richtigen Ort zum Leben. Na ja, ein bisschen inspirieren halt.

UNTER RUSSLANDVERSTEHERN

Ich kenne einen der bestvernetzten Lobbyisten Europas, sein Kunde ist ein gefürchteter russischer Konzern. Über Monate habe ich ihn angefleht, mich in Brüssel zu empfangen. In Zeiten wie diesen, in denen gerade der erste europäische Krieg dieses Jahrhunderts losgebrochen ist, brauche ich jemanden zum Reden. Ich liebe nämlich das Russische.

Ich kann mir nicht helfen. Da ist die gutturale Brutalität und die streichelnde Zärtlichkeit der Sprache; die Erhabenheit der kyrillischen Schrift; eine tiefe, großzügige Philosophie gerade bei einfachen Menschen; da ist eine höhere Sexualität des Alltags. Ich brauche nur den Anklang eines russischen Chansons, das gerillte Metall eines postsowjetischen Schlafwaggons oder – reden wir nicht drum herum! – einen Augenaufschlag slawischer Weiblichkeit zu erhaschen, und schon genieße ich eine stärkere Dosis Leben.

Die russische Kultur ist weit größer als die Russische Föderation. Da mich an Russland selbst immer der Kult der rohen Staatsgewalt abstieß, fuhr ich lieber in freiere und vielschichtigere Länder, in denen ich aber doch etwas von russischer Sprache und Lebensart erhaschen konnte – in die Ukraine, dann

nach Moldawien. Diese Zwischenwelt zerbricht gerade vor unseren Augen.

Seit ich die Brüsseler Europablase kenne, faszinieren mich Lobbyisten, die für Großkunden verschiedener Art charmieren. Das sind Hexenmeister der menschlichen Kommunikation, aber nur dieser eine rührte mich fast zu Tränen. Ich führte mit ihm vor Jahren ein hartes Interview. Am Ende beschrieb er die Furcht des Westlers vor dem Russen, »der mit eingefrorenen Gesichtszügen dasitzt und auf den Tisch klopft mit dem Schuh«. Er stellte dem seine Erfahrung gegenüber, dass die »russische Seele sehr stark auf persönliches Vertrauen aufbaut«, verglich russische Freundschaft mit der »Entmenschlichung« im angelsächsischen Raum und fügte hinzu: »Ich bin mir sicher, dass viele Leute, die ich in Moskau kennengelernt habe, nie mehr aus meinem Leben verschwinden werden.« Ich musste schlucken.

Nun erwarte ich ihn in Brüssel, in einem typischen Euro-Café mit plastikverpackten Salaten. Man würde nicht vermuten, dass der Eintretende mit der übermüdet-konzentrierten Augenpartie die Eliten Russlands und der Europäischen Union im Adressbuch hat. Ich falle mit der Tür ins Haus: »Seit Russland die Separatisten in der Ostukraine unterstützt, ist es mit meinem Verständnis aus. Und Sie, vertrauen Sie Ihren russischen Kunden noch?« Er zögert nicht: »Mein Vertrauen ist intakt.«

Der Lobbyist ist ein Landsmann, hat denselben Zungenschlag wie ich, vielleicht bringe ich ihm deswegen ein instinktives Vertrauen entgegen. Als Österreicher sind wir neutral, was eine Tugend wäre in Zeiten, in denen Europa gespalten ist in kalte Krieger und Russlandversteher. »Es ist schwierig, aus meinem warmen Sessel zu urteilen«, sagt er, »ich versuche mich zu bilden.« Er spricht von »Propaganda auf beiden Seiten«. Nach siebzehn Jahren in Brüssel, darunter auf Spitzenpositionen in der Europäischen Kommission, »kann mir niemand erzählen, wie Propaganda funktioniert«. Im Gegensatz zu mir verfolgt er nicht das russische Fernsehen, er spricht kein Russisch, seine Neutralität ist vollkommen.

Ich behaupte: »Das Grundproblem der Russen ist unheilbar. Sie haben den Kalten Krieg verloren, ohne einen Schuss abzufeuern. Seitdem arbeiten sie sich an Amerika ab.« Er entgegnet: »Das Grundproblem war der Umgang mit Russland. Das Nichtverstehen der russischen Phobien hat uns zum Teil dorthin gebracht, wo wir jetzt sind.«

Es gibt nichts, worin ich ihm nicht recht gebe: »Die EU ist nicht sehenden Auges in diesen Konflikt gegangen. Die Ukraine Krise ist eine Metapher dafür, dass Bürokraten ohne politisches Gespür das Ruder übernehmen.« Nun »verlieren sowohl Russland als auch die EU«. Nur zu meiner zornigen Bewertung,

die ich im Frühling 2014 abgebe, dass nämlich gerade Russland in der Ostukraine den Weg des größtmöglichen Blutvergießens geht, bleibt er zurückhaltend. Ich danke für ein gelungenes Gespräch. Die Einsamkeit, in die mich die Liebe zum Russischen stürzt, bleibt.

ZEHN FETTE JAHRE

»Warum?«, lautet die Frage, die ich in diesem Leben am häufigsten zu beantworten habe, »warum sind Sie in die Slowakei gezogen?« Ich erkläre geduldig: »Das war ein Experiment. 2004 dachte ich, ich probiere das mal für ein Jahr aus. Nun bin ich aber schon zehn Jahre hier, das Experiment ist entglitten.«

Als sich die große Osterweiterung der EU zum zehnten Mal jährt, rücken die Jubiläumsreporter an und fragen mich nach meiner Bilanz. Ich setze mich im dritten Stock meines Plattenbaus hin und schreibe die folgende Geschichte. Ich ahne dabei nicht im Geringsten, wer bei mir im fünften Stock wohnt, wer im fünften Stock meine Geschichte liest und wer mich ein Jahr später zum glücklichsten Mann der Gegend machen wird.

In der Regel wohne ich allein, einmal versuchte ich aber ein Experiment im Experiment – ich gründete eine WG. Ich fand zwei Arbeiterinnen eines Autozulieferers beim Volkswagen-Werk ums Eck. Sie waren Anfang zwanzig und stellten Sonnenblendspiegel her. Sie verdienten sechshundertfünfzig netto, was im Verhältnis eins zu zweieinhalb zu einem vergleichbaren Lohn in Österreich steht.

Die Arbeiterinnen hatten keine Ahnung, wem die Fabrik gehörte, »wir produzieren für Deutschland«. Ihre Typen waren auch ständig da.

Am ärgsten betraf es die Küche. Die Mitbewohnerinnen installierten ein Dreieck des Schreckens, bestehend aus Fritteuse, öltriefender Pfanne und Mikrowelle. Da sie verschiedene Schichten hatten, schlief immer irgendwer und irgendwer hielt immer das Panier-Frittier-Kontinuum am Brutzeln. Es ging rasend schnell. Ich lag auf meinem Arbeitsdiwan, hörte nebenan eine Hand im Tiefkühlfach kramen. Kurz darauf zischte Öl auf, und schon wurde gespeist. Gemüse sah ich nie. Meine schöne Mitbewohnerin N. war Romni, was aber nie jemand aussprach, da sie Zigeuner nicht leiden konnte. Sie ekelte sich vor Obst, weshalb sie meine Obstschüssel oft wegstellte.

Auch mein kleiner Bruder in Niederösterreich ist Schichtarbeiter, sein Radius ist aber größer. So pilgert er zu Autorennen in die Steiermark, bei denen es darum geht, wer den meisten Reifenabrieb in die Zuschauer bläst. Meine Mitbewohnerinnen fuhren nirgendwohin. Auch in den zwei Wochen Zwangsurlaub, die Volkswagen jeden Sommer verhängt, hingen sie vor der Glotze. Abends leerten sie öfters eine Flasche Slibowitz oder Whisky, spülten mit klebrigen Limonaden von Lidl nach. Wie es der Brauch ist, rülpsten die Männer in Gesellschaft, die Frauen

lachten. Sie lasen nichts, schauten keine Nachrichten. Ich vernahm aus der Küche D.s Klagereden über die Arbeit, mit der wiederkehrenden liturgischen Formel »alles schlecht«. N. schimpfte ihren Freund aus, er maulte leise hinterher.

Nun, da mich die Jubiläumsreporter aufsuchen, stelle ich mit Bedauern fest, dass ich mich an keinen Europa-Diskurs aus den Zeiten dieser WG erinnern kann. Die Mädels konnten sich ja nicht einmal merken, ob ich Österreicher oder Deutscher war. Als sie aus der Fabrik hinausgeschmissen wurden, teilte man ihnen das am Vortag mit. Sie wussten bis zuletzt nicht, dass sie für eine spanische Firma gearbeitet hatten.

Nun muss ich grübeln, wie Europa in den zehn Jahren zusammengewachsen ist. Ja, die westlichen Handelsketten verlangen in der Slowakei solche Preise, dass man in den Hofer-Filialen des österreichischen Grenzlands Wahlen zum slowakischen Nationalrat abhalten könnte. Und ja, nach Auflösung der WG erfuhr ich, dass N.s beste Freundinnen ein lesbisches Paar bildeten; sie hatten auch meine weißrussische Luxusmatratze »Vegas Modern« genutzt. Das ist schon mal klar eine Europäisierung, die slowakische Landarbeiterjugend ist auch schon modern.

Mein Experiment im Experiment endete traurig. Ich erfuhr, dass D. Zustände hatte, wenn sie allein

in der Wohnung war. Sie pflegte das Küchenmesser zu nehmen und den schwarzen Mann zu suchen, auch unter meinem Bett. Um der Eventualität vorzubeugen, dass D. eines Nachts den schwarzen Mann nicht unter, sondern in meinem Bett vermuten würde, bat ich sie auszuziehen. Ein paar Monate später trennte ich mich auch von N. Sie behielt noch eine Weile den Schlüssel und nutzte meine Abwesenheit, um mit Freunden für eine spontane Silvestersause einzudringen. Hinterher stritt sie alles ab. Sie hatte sich aber verraten – die Obstschüssel war weggestellt.